



„Ratlosigkeit gespürt, dass Menschen so handeln können“; Michael von Cranach (oben, Mitte) bei der Ansprache. Unten: der stellvertretende Leiter der „Tötungsanstalt“, Georg Renno (Mitte), mit Personal. FOTOS: KARL SCHUMMANN; STANISLAV MISHCHENKO; NARA II, RG 549, CASE 000-12-463 (DOKUMENTATIONSTELLE HARTHEIM)



Eine schreckliche Ahnung vom Schicksal

In Schloss Hartheim bei Linz brachten die Nationalsozialisten mehr als 1000 Frauen, Männer und Kinder aus München um, nur weil sie psychisch krank oder behindert waren. Lange wurden die Opfer verschwiegen, jetzt stellt erstmals eine Initiative Forderungen: Sie will mehr Aufklärung und ein öffentliches Gedenken

VON JAKOB WETZEL

Es sei für ihn anfangs eine grausame Vorstellung gewesen, hier in diesem Bus zu sprechen, sagt Josef Held. Denn seine Großmutter sei 1940 denselben Weg gefahren, von München nach Schloss Hartheim bei Linz. Heute sei die Fahrt bequem, der Bus sei klimatisiert, „mir ist ein Kaffee angeboten worden“, sagt Held, und es gebe für die knapp 60 Reisenden auch eine Toilette. Seine Großmutter dagegen fuhr vor 79 Jahren in den Tod.

Helds Großmutter war Patientin in der Heil- und Pflegeanstalt Eglfing-Haar bei München. 1940 wurde sie per Zug nach Schloss Hartheim deportiert und dort kurz nach der Ankunft ermordet. Sie war einer von mehr als 300.000 Menschen, die unter der Herrschaft der Nazis als „lebensunwert“ ermordet wurden, weil sie als psychisch krank galten oder behindert waren. Die Täter nannten den Mord „Euthanasie“, den „guten Tod“. Alleine in Schloss Hartheim, das die Nazis in eine „Tötungsanstalt“ verwandelt hatten, sind etwa 18.000 Kranke ermordet worden, darunter mehr als 1000 Frauen, Männer und Kinder aus München. Josef Held sitzt nun in einem Bus, der in an den damaligen Tatort bringen wird, gemeinsam mit mehr als einem Dutzend weiteren Angehörigen von Ermordeten, außerdem mit Politikern, Ärzten und Mitgliedern von Gedenkinitiativen.

„Das war völlig tabuisiert. Man kann doch keine Narrische in der Familie haben, das geht nicht!“

Die Münchner wollen etwas bewegen. Das Schloss ist heute eine Gedenkstätte, und Held und die anderen haben nicht nur eine Erinnerungstafel im Gepäck, die sie dort anbringen werden und auf der „Wir denken an euch“ geschrieben steht. Sondern sie haben auch eine Deklaration vorbereitet. Als erste Gedenkinitiative für die Opfer der Krankenmorde der Nazis richten sie sieben Forderungen an die Politik, an heutige Kliniken und an wissenschaftliche Einrichtungen, um den Toten endlich ein würdiges Gedenken zu verschaffen. Denn die Opfer der „Euthanasie“-Morde sind noch immer vielfach vergessen.

Held etwa hat erst vor wenigen Wochen erfahren, was seiner Großmutter wirklich widerfahren ist. In seiner Familie sei zwar bekannt gewesen, dass sie in einer Klinik war, und auch, dass sie 1940 gestorben ist,

mehr aber nicht, sagt er. Gesprochen habe man über die Großmutter in den vergangenen 40 Jahren nie. Doch irgendetwas ließ ihm all die Jahre keine Ruhe.

Er wisse selbst nicht genau, wieso, sagt er, trotzdem versuchte Held immer wieder nachzuforschen. Er erkundigte sich etwa in der Klinik, die aus der Heil- und Pflegeanstalt Eglfing-Haar hervorgegangen ist. In jener sind nach Recherchen des Münchner NS-Dokuzentrums bis zu 2000 Patienten umgebracht worden. Mehr als 2100 Menschen wurden zudem in die Gaskammern unter anderem von Schloss Hartheim verschleppt. Doch Auskunft oder gar Hilfe erhielt Held in der Klinik nicht.

Viel später erst stieß er im Internet auf eine Liste der Namen von Kranken, die im Nationalsozialismus von Ärzten ermordet wurden – dort fand er den Namen seiner Großmutter. Und dann stieß Held zur Gedenkinitiative für die „Euthanasie“-Opfer, einer Gruppe von Angehörigen, die sich regelmäßig im Münchner NS-Dokuzentrum trifft, um sich bei der Recherche und bei der Aufarbeitung ihrer Familiengeschichten zu helfen und um das Gedenken voranzutreiben. Dort fand er Hilfe. Held hat zuletzt vom Bundesarchiv die Krankenakte seiner Großmutter erhalten. Und die Initiative hat nun auch die Reise nach Schloss Hartheim organisiert. Von der Fahrt wünsche er sich, dass die Geschichte seiner Großmutter auch in seiner Familie eine Art von Ruhe findet, sagt Held.

An die Opfer des Nazi-Massenmordes an Kranken ist viele Jahre lang überhaupt nicht erinnert worden. In den Kliniken wirkten nach 1945 vielfach dieselben Ärzte und Pfleger wie zuvor, von den Verbrechen wollte von ihnen kaum einer etwas wissen. Die Angehörigen schwiegen, weil sie das Stigma einer Geisteskrankheit in der Familie fürchteten, und sie waren noch dazu ratlos – es gab keine Interessenvertretung, an die sie sich hätten wenden können. Archive mauierten. Und die Nazis hätten die Morde verschleierte, sie hatten unter anderem die Akten der Ermordeten in andere Einrichtungen transportiert, wo sie für die Familien leichter zu finden waren. Das erschwerte nach 1945 die Aufklärung.

Erst seit den Achtzigerjahren geraten die ermordeten Kranken in den Blick. Auch die Gedenkinitiative in München ist jung. Sie ist erst 2015 aus den Vorbereitungen für ein im Auftrag des Münchner NS-Dokuzentrums erarbeitetes, 2018 erschienenes Gedenkbuch entstanden, das namentlich an die Münchner Opfer der Krankenmorde erinnert. Die Herausgeber, darunter die Historikerin Sibylle von Tiedemann und der Psychiater Michael von Cranach, riefen damals Angehörige auf, sich zu melden. Zu einer Informationsveranstaltung im Gastgeb kamen daraufhin mehr als 130 Münchnerinnen und Münchner, viel mehr als erwartet. Sie kamen, weil sie plötzlich erkannt hatten: Sie waren mit ihrer Familiengeschichte nicht alleine.

„Es tut den Leuten gut, wenn sie Klarheit bekommen, denn es ist doch irgendwo eine Ahnung in der Familie da“, sagt Sibylle von Tiedemann. Ebenso wie von Cranach



Josef Held (unten) ist für seine ermordete Großmutter nach Schloss Hartheim bei Linz gefahren, Lisa Wanning für ihre Tante Thea. Silas Ubrich (oben) für seine Urgroßmutter. Sie und weitere Angehörige treffen sich in der Münchner Gedenkinitiative für die „Euthanasie“-Opfer. FOTOS: ALESSANDRA SCHELLENGGER



gehört sie der Gedenkinitiative an – und ihr Angebot, Angehörige zu Informationen zu verhelfen, steht nach wie vor. Interessierte können sich auf www.ns-euthanasie-aufarbeitung.de informieren.

Im Bus nach Schloss Hartheim sitzt auch Lisa Wanning. Die 88-Jährige hat dank der Gedenkinitiative nach vielen Jahrzehnten der Ungewissheit endlich erfahren, was ihre Tante widerfahren ist. Thea Diem, die Schwester ihrer Mutter, hatte epileptische Anfälle erlitten. Die Eltern brachten sie daraufhin zuerst ins Schwabinger Krankenhaus, dann ins Franziskuswerk Schönbrunn. Wanning erinnert sich daran, dass sie die Tante als Zehnjährige einmal mit ihrer Mutter besucht habe. Das sei unheimlich gewesen, sagt sie. „Da war etwas Fremdes zwischen den Erwachsenen“, sagt sie. „Das spürt man als Kind: Ihre Tante wurde 1941 nach Schloss Hartheim deportiert und dort ermordet.“

In ihrer Familie sei das Schicksal ihrer Tante nie angesprochen worden, sagt Wanning. „Das war völlig tabuisiert. Man kann doch keine Narrische in der Familie haben und geht nicht!“ Nach dem Krieg habe sie ihre Mutter einmal nach der Tante Thea gefragt, sagt sie. Die aber antwortete nur: „Die war krank.“ Doch dass es ein Verbrechen gegeben hatte, das ahnte ihre Familie. Wanning erinnert sich daran, dass ein Brief kam, ihre Großmutter habe ihn gelesen und geweint. Und als dann der Großvater nach Hause kam, da sagte sie: „Karl, unsere Thea habens umgebracht.“ Sie wolle nun, dass so etwas nie wieder geschehe, sagt Wanning. Und sie ist zuversichtlich. „Die jungen Leute, die sind geimpft“, hofft sie. Doch die Gedenkinitiative will mehr.

Die Gedenkinitiative sollte etwas Verbindliches haben, sagt Sibylle von Tiedemann. Die Angehörigengruppe hat die zentralen Themen gesammelt, die sie beschäftigen, und in einer „Hartheim-Deklaration“ gebündelt. Gefordert wird darin erstmals ein bundesweiter Gedenktag für die Ermordeten am 18. Januar. An jenem Tag hatte 1940 ein Bus die ersten Patienten aus Haar in die „Tötungsanstalt“ Grafeneck verschleppt; es war die erste Deportation der „Aktion T4“, benannt nach dem Verwaltungssitz in der Berliner Tiergartenstraße 4. Zweitens fordern die Münchner, dass den Nazi-Tatort posthum die oft noch bestehenden Behörden wie Auszeichnungen oder Strafenbenennungen genommen werden. Konservierte Präparate von Ermordeten sollen würdevoll beerdigt werden. Und die Kliniken von heute sollen ihre Vergangenheit bewältigen, aktiv auf Angehörige der Opfer zugehen und diese bei der Recherche begleiten. Die Angehörigen sollen sich nicht mehr wie Bittsteller fühlen. Martin Keck, Chefarzt des Max-Planck-Instituts für Psychiatrie in München und mitgereist nach Linz, unterstützt diesen Vorstoß.

Schließlich sollen auch die Namen der Ermordeten veröffentlicht werden – und zwar ohne Diagnosen. Es seien damals Diagnosen erstellt worden, die es heute nicht mehr gebe, erklärt von Tiedemann. Und im Einzelnen sei auch nicht überprüfbar, ob die Diagnosen wirklich zuträfen. Zwei-

fel daran hat etwa Silas Ubrich. „Ich bin mit der Vorstellung aufgewachsen, dass meine Urgroßmutter ermordet worden ist“, sagt er. Sein Onkel habe ihm das einmal gesagt, bei einem Besuch. Demnach hatte der Urgroßvater seine Frau betrogen und sie später, er war politisch gut vernetzt, in ein Klinikum konfrontiert wurde, kam alles hoch. Ubrich ging in Archive, er las Akten, und heute empört er sich auch über die heutige Psychiatrie. Damals wie jetzt würden Medikamente überdosiert, und die Patienten würden von ihren Familien entfremdet, klagt er. Immer noch würden Paragraphen aus den Dreißiger- und Vierzigerjahren angewendet. Und in Gutachten sei die Sprache oft noch so abwertend wie früher. Das müsse sich ändern, sagt Ubrich. Auch deshalb reise er mit nach Hartheim.

Einer trägt einen Brief an die ermordete Großmutter seiner Frau vor. Er erzählt ihr, wie viele Enkel, Urenkel und Ururenkel sie heute hat

In der Gedenkstätte erhalten die Münchner eine Führung durch die Räume, dann ziehen sie zur Gedenktafel, die jetzt neben anderen Tafeln an der Schlosswand hängt – genau, genau an der Stelle, wo im Inneren ermordet wurde. „Jeder hat hier eine Ratlosigkeit gespürt, dass Menschen so handeln können“, sagt Psychiater Michael von Cranach in einer Ansprache. „Auch, dass es zwei Generationen gedauert hat, bis wir es gewagt haben, darüber zu sprechen.“ Vier Angehörige erzählen danach vor der Tafel von ihren Angehörigen, auch Josef Held spricht einige Sätze. Er hätte die Frau, die ihm eine Großmutter hätte sein können, sehr gerne kennengelernt, sagt er. „Dank, dass ihr mit mir an sie gedacht habt.“ Ein anderer trägt einen Brief an die ermordete Großmutter seiner Frau vor. Er erzählt ihr, wie viele Enkel, Urenkel und Ururenkel sie heute hat, und dass sie sich bestimmt darüber freuen würde, wenn sie es wüsste. „Pfiat Gott, Oma.“

Es bleiben die Forderungen der Initiative. Man wolle vielleicht am 18. Januar, dem Jahrestag der ersten Deportation, wieder zusammentreffen, sagt von Tiedemann. Und darüber sprechen, ob sich im Gedenken tatsächlich etwas geändert hat.